

Luise Maier

DASS
WIR
UNS
HABEN



Wallstein

Luise Maier
Dass wir uns haben

Leseprobe (S. 1-17) aus:

Luise Maier

Dass wir uns haben

Roman

152 S., geb.

18,- € (D); 18,50 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-3045-0

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4105-0

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4106-7

Die Autorin

Luise Maier, geb. 1991 in Schardenberg (Österreich), wuchs in Vilshofen auf und lebt heute in Biel. Sie hat am Schweizerischen Literaturinstitut Biel/Bienne studiert.

»Dass wir uns haben« ist ihr Debüt.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016

www.wallstein-verlag.de

Luise Maier
Dass wir uns haben
Roman



WALLSTEIN VERLAG

Ich hatte mir aus Mutters Schreibtisch ein Notizheft geklaut. Dort schrieb ich hinein:

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Bis alle Seiten gefüllt waren.

Dass du mir nie wieder – nie wieder! – deine Schwester schlägst!

Mein Bruder lag auf dem Rücken in seinem Bett, Vater stand über ihn gebeugt und fesselte die Handgelenke meines Bruders an die Bettpfeiler. Er zurrte den Strick fest. Es war ein alter Strick, einer, wie ihn unser Onkel auf seinem Bauernhof hatte, um die Kälber anzubinden. Ich lag auf meinem Bett, es fühlte sich an, als prasselten die Fäuste meines Bruders immer noch auf mich nieder.

Vater hatte mich schreien gehört, war ins Zimmer gestürmt und hatte meinen Bruder von mir gerissen. Er hatte ihn am Handgelenk aus dem Zimmer und die Treppe hinunter gezerzt. Kurz darauf hatte ich sie wieder hochkommen gehört. Vater hatte in der einen Hand den Strick gehalten, mit der anderen hatte er meinen Bruder hinter sich hergeschleift und ihn auf sein Bett geworfen.

Ich lugte unter meinem Arm zu ihnen. Vater fing jetzt an, die Fußgelenke meines Bruders an die unteren Bettpfeiler zu schnüren. Jetzt sah mein Bruder so aus, als würde er gleich gevierteilt werden. Vater schnaufte laut.

Als er fertig war, verließ er das Zimmer, einen Moment später hörte ich die kleine Glocke über der Haustür bimmeln, und ich wusste, dass er nun auch das Haus verlassen hatte. Ich traute mich nicht, mich zu rühren. Mein Bruder und ich lagen in unseren Betten, als wäre der andere gar nicht da.

Kurz darauf kam Mutter ins Zimmer gestürmt.

Sie schrie: Mein Gott! Meingottmeingottmeingott!

Sie löste das Seil, und die Arme und Beine meines Bruders fielen wie die einer Puppe auf die Matratze zurück. Er drehte sich zur Wand und fing an zu weinen.

Er weinte den restlichen Nachmittag. Mutter und ich saßen abwechselnd an seiner Bettkante und streichelten über seinen Rücken. Der Rücken hörte nicht auf zu zucken. Ich streichelte nur ganz vorsichtig, dort, wo ich auch am liebsten gestreichelt werde, wenn ich weine.

Abends kochte Mutter Tomatensuppe. Wir saßen in der Küche, als Vater nach Hause kam. Wir sahen ihn durch die Scheiben der Küchentür. Er ging direkt in sein Zimmer, und ich sah ihn zwei Tage nicht herauskommen.

Ich saß in unserem Zimmer, von unten war Geschrei zu mir nach oben gedrungen. Ich horchte, das Geschrei kam aus dem Hinterhof. Leise stieg ich die Treppe hinunter und blieb auf der untersten Stufe stehen. Von hier aus konnte ich in den Hof blicken.

Ich sah Vaters Gesicht, seine Lippen waren so verzerrt, ich hätte meinen können, er lache, aber ich wusste, er tat es nicht. Ich sah seine großen Hände, wie sie nach dem Hackstock griffen. Mutter stand daneben und rührte sich nicht, ich hätte meinen können, dass auch sie ein Baumstumpf war, so starr stand sie. Ich drückte mich an der Flurwand entlang bis zum Eingang des Hofes. Im Dunkeln des Gangs blieb ich stehen.

Die Falltür unseres Kellers war geschlossen und durch den Eisenring am Rahmen der Tür verriegelt. Obwohl ich es nicht mitbekommen hatte, wusste ich, dass mein Bruder dort unten im Bauch der Erde war, und ich wusste, dass Vater ihn dort hinuntergebracht hatte.

Bei jedem Schritt, den Vater auf den Keller zu machte, rutschte ihm der Hackstock ein Stückchen mehr aus seinem Griff, und ich dachte an die Spreizen, die sich dabei in seine Haut bohren mussten. Als er über der Falltür stand, öffnete er seine Arme und ließ den Hackstock auf die Bretter fallen. Das Holz bog sich mit einem kurzen Knarzen, danach war es still.

Dann fing die Falltür von unten an zu schlagen. Es pochte in regelmäßigen Abständen wie ein Herz, und ich stellte mir vor, wie mein Bruder auf den Kellerstufen stand und mit seinen Fäusten gegen die Tür über ihm hämmerte.

Vater stand mit hängenden Schultern daneben. Ich verkroch mich wie eine Spinne zurück in den Schatten des Flurs.

Vater hatte sich einen Betonmischer ausgeliehen und ihn in den Hof gestellt. Er hatte sich ein Auto mit Anhänger geliehen und war damit zum Kieswerk gefahren. Keiner von uns hatte mitkommen dürfen. Neben dem Betonmischer häufte sich nun der Sand auf den Steinplatten im Hof. Daran lehnten Säcke mit Zement. Sie sahen müde aus. Vaters Hände waren vom Staub der Säcke weiß geworden, als er sie durch den Flur in den Hof getragen hatte. Jetzt waren seine Hände rot: Er schaufelte Sand in den Bauch des Mixers und kippte aus Kübeln Wasser darauf. Die Sandkörner knirschten, wenn Vater die Schaufel in den Haufen stach, und die graue Pampe im Betonmischer fiel bei jeder Umdrehung mit einem Platschen gegen die Wände des Hohlkörpers, wurde wieder hochgehoben und fiel wieder zurück. Die Holzkisten mit den Äpfeln vom letzten Herbst stapelten sich im Flur, daneben lehnten zwei Kartoffelsäcke, als würden sie sich an die Kisten anschmiegen. Wenn eine Ladung fertig war, stellte Vater die Schubkarre unter den Mischer und kippte die graue Pampe dort hinein. An Vaters Schuhen klebte der graue Sand, und vom Hof bis zur Falltür des Kellers zeichneten sich die Spuren seiner Schuhsohlen ab. In den Tagen zuvor hatte er auf der untersten Kellerstufe eine Wand aus roten Backsteinen bis zur Decke hochgezogen und die Treppe dann mit Schutt aufgefüllt. Jetzt kippte er Karre um Karre von Beton auf den Schutt, bis es keine Stufen und damit keinen Keller mehr gab.

Unser Haus lag am Rand der Stadt an einer Kreuzung von zwei schmalen Straßen und war grün verputzt. Es fuhr fast nie ein Auto vorbei, außer das blaue der Fahrschule *Christof und Erwin*. Wenn es vorbeifuhr, sagten wir: Da fährt Erwin. Oder: Da fährt Christof. Je nachdem, welcher der beiden Fahrlehrer darin saß.

Gegenüber von unserem Haus gab es einen Wasserhydranten und eine große Eiche. Neben der Eiche stand ein großes, altes Mietshaus. Auch das war grün verputzt. Darin wohnte der Wanz. Wir nannten ihn so, weil er einen großen Bauch hatte. Wenn er abends mit seinem Dackel eine Runde ging, pisste er an den Stamm der Eiche, und sein Dackel pisste an den Hydranten.

Schräg gegenüber von uns wohnte die Eichelfrau. Wir nannten sie so, weil sie die Eicheln von der Straße aufsammlte und daraus Kaffee mahlte. Ihre Augen sahen durch ihre Brille doppelt so groß aus. Vater rief die Polizei, nachdem sie vier Tage nicht aus ihrem Haus gekommen war. Zwei Polizisten kamen und brachen die Tür ein. Kurz darauf kam ein Krankenwagen. Die Eichelfrau war mit einem weißen Tuch zugedeckt, als sie sie aus dem Haus trugen. Seitdem stand das Haus leer.

Neben uns wohnten die Halsers. Nach ihrem Haus machte die Straße weiter unten eine Biegung. Bis dort-

hin kam manchmal die Donau, wenn im Frühjahr der Pegel stieg. Wenn das Wasser wieder zurückging, ließ uns die Donau eine Spur aus kleinen Holzstückchen da. Wir sammelten sie und bauten daraus Vogelhäuschen. Das Haus der Halsers war so rosarot wie die Haut an den dicken Beinen und in den dicken Gesichtern der Besitzer. Den oberen Stock vermieteten sie als Gästezimmer. Sie hatten eine Tochter, sie war so alt wie mein Bruder. Sie sprach nichts, und sie hörte nichts. Vater sagte: Der hat es die Sprache verschlagen.

In der Gasse hinter den Halsers wohnten die Schachtners. Herr Schachtner ließ mich einmal in das Wohnzimmer und zeigte mir seine Modelleisenbahn. Dabei sah ich, dass er unten nur noch einen Zahn hatte. Frau Schachtner schenkte uns zu Ostern Schokolade. Die Schokolade hatte einen grauen Belag.

Neben den Schachtners wohnten die Herolds. Das Haus der Herolds war mit dunklem Holz beschlagen, im Sommer duftete es süß. Die Fliesen auf der Veranda waren zersprungen. Im Erdgeschoss wohnten Herr und Frau Herold mit ihren vier Kindern, drei Jungen und ein Mädchen. Herr Herold hatte immer die gleiche Jeans an und roch sauer aus dem Mund. Frau Herolds Backen hingen wie Vorhänge unter ihren Augen. Im oberen Stock wohnte der alte Herold. So wie ich nie hineinging, kam er nie heraus. Im Som-

mer stand ein Kübel auf seinem Fensterbrett. Er war aus milchigem Plastik, und wir konnten von unten die gelbe Flüssigkeit durchschimmern sehen. Nur einmal waren wir zu laut, und er kippte die Pisse auf uns herab. Wir schrien und sprangen weg, aber die Tochter der Halsers hörte nichts und wurde nass.

Als wir einzogen in das grüne Haus, brachten wir eine Plastikbadewanne mit, denn ein Badezimmer gab es nicht. Die Wanne war nierenförmig, an einem Ende ein bisschen höher als am anderen. Ihr Rand war umgeschlagen und schmiegte sich an meine Handinnenfläche wie ein Treppengeländer. Das Plastik war apfelrot, nur auf einer Seite waren drei schwarze Teddybären aufgedruckt. Sie standen nebeneinander und hoben ihren linken Arm zum Gruß. Wenn ich auf alle viere ging und mir die umgedrehte Wanne über meinen Buckel stülpte, konnte ich als Schildkröte durch die Küche kriechen. Manchmal kroch ich gar nicht, sondern kauerte auf dem Boden, und das Rot legte sich als Panzer um mich.

Jeden Sonntag wurde die Wanne mit Wasser gefüllt, das zuvor auf dem Holzofen in einem Einkochtopf erhitzt worden war. Die Wanne stand in der Mitte der Küche. Dort wo das Wasser beim Einschütten danebengegangen war, weichte der Holzboden dunkel auf. An den Glasscheiben der Küchentür und der Fenster setzte sich grauer Dampf ab, und wir waren vom Dunst eingehüllt. Mein Bruder und ich badeten zuerst. Ich saß vorne, er dicht hinter mir. Mutter wusch uns, rieb uns trocken und kämmte uns die Haare. Vater kam nackt in die Küche, und als er die Tür aufriss, verflüchtigte sich der wärmende Dampf nach draußen in den schwarzen Gang, er brachte stattdessen Kühle mit sich. Vaters braunes Glied schwang bei jedem

Schritt mit, während er von der Tür zur Wanne lief. Als er im Wasser saß und sich mit dem Schwamm wusch, bildete sich um die Wanne herum ein dunkler Ring auf dem Boden. Seine runden Knie ragten auf der Höhe seines Kopfes aus dem Rot hervor.

Unser Haus hatte vier Zimmer: Die Küche war unten, das Zimmer darüber gehörte mir und meinem Bruder. Mutter richtete das Zimmer neben unserem als Malstube ein. Dahinter lag Vaters Zimmer. Es war so klein, dass nur ein Bett und ein Tisch hineinpassten. Aus den Wänden machte er Bücherregale. Dadurch wurde das Zimmer noch kleiner. Vor den Büchern standen alte Marmeladengläser, und in den Gläsern schwammen Mäuseembryos und Ringelnattern in Spiritus. Wenn wir spazieren gingen, hatte Vater immer ein leeres Marmeladenglas im Rucksack. Er nahm nur die Tiere mit, die noch ganz waren.

Der Boden in der Küche moderte. In der ersten Nacht im grünen Haus schliefen wir in der Küche auf einem Matratzenlager. Es waren dieselben Matratzen, auf denen mein Bruder und ich geboren worden waren. Mutter wollte, dass Vater den Boden herausriss. Sie sagte zu ihm, er müsse einiges im Haus umbauen, wenn wir hier als Familie leben wollten.

Vater sagte: Wieso? Hauptsache, es regnet uns nicht rein.

Dann zog er für drei Wochen auf den Speicher, um Mutter zu zeigen, dass er dort nicht nass wurde. Wir blieben mit ihr in der Küche. Mutter strich in der Zeit öfter über ihren Bauch, als dass sie über meinen Rücken strich. Mit der Hand auf dem Bauch sah sie aus,

als würde sie lachen, aber sie lachte nicht, also wusste ich, dass es etwas anderes sein musste.